

Nr. 233. Bromberg, den 12. Oktober. 1934



(20. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Überall waren die Menschen auf südliche Manier heiter und sangeslustig. Die Fahrt wäre sicher für Traß und Charly ein riesiger Genuß gewesen, hätte sie die Sorge um Lillis Schicksal nicht bedrückt.

Besonders Charly war recht trübselig.

Da sie selber glücklich war, war ihr der Gedanke an Lilli Evers besonders schmerzlich. Sie seufzte.

Traß gab sich schließlich einen Ruck.

„Wir wollen nicht mehr daran denken, Page. Ich habe das Gefühl, es wird noch alles gut werden."

„Ich möchte es Herrn Steffen wünschen, aber —"

„Aber jetzt werden wir zu Mittag essen. Sieh, Kleine, man hat unter dem Sonnensegel gedeckt, und da bringt der Steward ganze Haufen von leckeren Spaghetti und Tomatensoße. Der istrische Wein wird dir munden. Hallo, Steward, einen Platz für zwei."

Der kleine, freundliche Italiener brachte seine neuen Gäste an einem hübschen Tischchen unter.

Traß machte seine Bestellungen.

„In Italien mußt du dich an die Vorgerichte halten, kleine Braut", belehrte er. „Darin sind die Italiener groß. Oliven und Pepperoni (Pfefferschoten) in Öl sind eine delikate Sache. Dazu junge Artischocken, in Wein gedünstet."

„Artischocken? Warum so ein teures Gericht nehmen?" wehrte die sparsame Charly.

„In Italien sind die Dinger nicht teuer, Page. Sie kosten nach unserem Gelde einen Pfennig das Stück. Sobald sie aber den Brenner überschritten haben, werden sie größenwahnsinnig und stellen sich uns als Kostbarkeiten vor. Wollen wir Langusten essen mit einer Kräutertunke? Oder Huhn auf italienische Art mit Reis und Pilze gefüllt? Und dazu istrischen Rotwein?"

„Schon wieder Rotwein? Männe, du bist doch ein Säufer! Ich denke, du trinkst nur, wenn du unglücklich bist?"

„Hm, auch wenn ich glücklich bin."

Die beiden tafelten, und allmählich kam die fröhliche Stimmung wieder. Traß hielt sie fest, indem er von seinen Reisen erzählte.

Auf seiner letzten Weltfahrt hatte er Siam besucht. Er schilderte dies merkwürdige Land und seinen größten Strom, den Menam.

„Auf dem Menam gibt's übrigens eine Art sonderbarer Gondoliere, die ihre langen, schmalen Boote mit den Beinen rudern. Sie stehen aufrecht im Boot, haben ihre muskulösen Bein um den Ruderschaft geschlungen und bewegen auf diese Weise ihre Fahrzeuge vorwärts. Oft sieht man sechs bis acht Mann hintereinander. Sie rudern im Takt und kommen sehr schnell voran."

„Ich stelle mir das Rudern im Stehen sehr anstrengend vor."

„Das denkt man auch, wenn man die Gondoliere Venedigs auf ihren Fahrzeugen sieht, und doch behandeln diese Männer ihre schwarzen Kähne mit spielender Leichtigkeit. Warst du schon in Venedig, kleine Braut?"

Charly schüttelte den Kopf.

„Ich werde dir diese zauberhafte Stadt zeigen, wenn wir mit unseren Angelegenheiten in Portorose fertig sind. Wer mag wohl diese Lingen Nummer zwei sein?"

Damit war man wieder bei dem Thema, das man vermeiden wollte, und das Gespräch schlief ein.

Auch den Kaffee nahm man schweigend.

Man hatte ihn gerade getrunken, als der kleine Dampfer mit gewaltigem Tuten in der Portorosebucht einlief.

Traß und Charly eilten den Landungssteg hinab.

Sie standen auf dem winzigen Platz, auf den die Geschäftsstraße des Örtchens mündete. Die gleiche Straße, in der Wally und Lilli den Armbandverkauf vor zwei Tagen mit einem kleinen Mahl gefeiert hatten.

Da war die Cremeria, der Andenkenladen, das Postkartengeschäft.

Da war auch das photographische Atelier des Herrn Cesare Borgia, und vor ihm staute sich eine wild erregte Menschenmenge, die heftig gestikulierte.

„Was mag dort passiert sein, Männe?" fragte Charly. „Es sieht aus, als ob es ein Unglück gegeben hätte."

„Wenn im Süden sechs Menschen beisammenstehen, sieht es immer nach Unglück aus, so heftig gibt diese lebhafte Rasse selbst bei einer harmlosen Unterhaltung an. Als ich zum ersten Male nach Neapel kam, glaubte ich, eine Revolution sei ausgebrochen. Es waren aber nur harmlose Zeitungshändler, die die Morgenausgabe an den Mann bringen wollten."

„Nein, nein, Männe, es muß wirklich etwas Aufregendes geschehen sein. Sieh nur den alten Herrn dort! Er ist ganz außer sich."

„Ach, wahrscheinlich hat er nur sein Taschentuch verloren oder sonst eine Nichtigkeit. Nanu, er spricht ja deutsch."

Baron Karl Dittchen sprach deutsch, und zwar in einem Tempo, mit dem ein Vollblutitaliener Ehre eingelegt hätte.

Er redete auf Cesare Borgia ein, obschon das gar keinen Zweck hatte.

Denn erstens verstand Herr Cesare kein Wort. Und zweitens schnatterte er seinerseits auf die Umstehenden los.

Alle waren gräßlich aufgeregt, aber es war nicht ersichtlich, warum.

„Man muß sie befreien", schrie Baron Dittchen und hielt Herrn Borgia am Ärmel fest. „Es ist ein Justizirrtum, sage ich Ihnen, ein furchtbarer Justizirrtum!"

„Non parlo tedescha!" versicherte Herr Borgia dem Baron zum hundertsten Male höflich, aber nachdrücklich.

„Fräulein von Lingen ist eine Dame, für die ich bürge!" schrie Dittchen.

„Si, si, si!“ versicherte Herr Borgia zuvorkommend und schnatterte mit seinen Landsleuten weiter.
„Für wen wollen Sie bürgen, mein Herr?“ fragte Traß.
„Für Fräulein von Lingen, mit der ich bekannt bin. Sie arbeitet bei diesem Photographen als Assistentin. Man hat sie vorhin verhaftet. Es ist ein Justizirrtum, mein Herr.“

„Das glaube ich nicht,“ versicherte Traß vergnügt. „Spreche ich vielleicht mit Herrn Baron Dittchen?“
„Der bin ich.“
„Mein Name ist von Traß. Dies ist meine Braut, Fräulein Mendel. Wir bringen Ihnen Grüße von Fräulein von Perkeit, Baron.“

„Von Jettchen? Ich danke Ihnen, Herr von Traß. Ich bin sehr froh, einen Bekannten meiner alten Freundin zu sehen. Ich freue mich, gnädiges Fräulein. Ich bin wirklich sehr glücklich, Freunde aus Deutschland in einem so kritischen Augenblick zu treffen. Ich muß Sie um Ihre Hilfe bitten. Fräulein von Lingen muß befreit werden. Sie müssen mich unterstützen —“

„Nee, lieber Baron! Ich nämlich habe diese Dame verhaften lassen.“
Karl Dittchen erstarrte zur Salzsäule.
„Sie haben diese sympathische Dame festnehmen lassen? Weshalb?“
„Hm, weil sie wahrscheinlich eine ausgekochte Schwindlerin ist.“
„Unmöglich!“
„Na, zum mindesten ist sie nicht Fräulein von Lingen. Das steht fest. Sehr wahrscheinlich gehört sie zu einer Bande von Gaunern und Mädchenhändlern.“
„Diese reizende, junge Person mit den netten Manieren?“
„Hochstapler haben immer nette Manieren,“ zitierte Traß Kommissar Frettchens Ausspruch. „Ich schlage vor, wir begeben uns jetzt zum Podesta und sehen uns den gefangenen Vogel mal an. Wollen Sie sich anschließen, Baron?“
Karl Dittchen wollte.

Auf dem Weg zum Bürgermeisteramt erzählte er von seiner Bekanntschaft mit dem vermeintlichen Fräulein von Lingen.

„Ich bin überzeugt, daß die junge Dame einwandfrei ist,“ schloß er. „Wie ich schon sagte, arbeitete sie seit einigen Tagen bei dem Photographen. Sie machte gerade eine Aufnahme von mir, als zwei Karabinieri auftauchten und sie festnahmen. Es war eine schreckliche Szene. Und bestimmt ist es ein Mißgriff.“

„Die Beamten werden sicher gesagt haben, weshalb die Verhaftung erfolgte,“ bemerkte Traß.
„Ja. Wegen Führung eines falschen Passes.“
„Na also. Hat die Beschuldigte Widerspruch erhoben?“
„Nein,“ sagte der Baron kleinlaut.
Der Podesta war ein rundlicher Herr, der seine Bürgermeisterwürde sehr herauskehrte, als er die drei Besucher empfing.
Er wurde aber die Liebenswürdigkeit selbst, als Traß ihm das Schreiben des Triester Beamten vorlegte.
„Ich werde die Verhaftete sofort vorführen lassen,“ versicherte er eifrig.

Dann öffnete er die Tür und schrie seine Befehle einfach in den Korridor hinaus.
Bald darauf hörte man den Tritt von derben Polizistenstiefeln, und dann öffnete sich die Tür.
Zwischen zwei Männern im Dreispitz der Karabinieri stand ein blasses, blondes, höchst verweintes junges Mädchen.
Charly Mendel schrie auf.
„Fräulein Evers, wie kommen Sie denn hierher!?“ rief sie.
Lilli taumelte.
Dann fiel sie ohnmächtig in die Arme der Beamten.

*

Nun folgte ein stundenlanges Hin und Her.
Traß telephonierte mit der Triester Polizei.
Der Triester Polizeikapitän telephonierte seinerseits mit dem Podesta.
Der Podesta unterhandelte mit Herrmann von Traß und Charly Mendel.
Beide mußten eine Erklärung unterzeichnen, daß die Verhaftete tatsächlich Fräulein Lilli Evers aus Berlin sei, und darauf eine eidesstattliche Versicherung ablegen.
Alles wurde protokolliert, gestempelt und durch die Hinterlegung der Pässe von Traß und Charly gesichert.
Es erwies sich mit einem Worte als bedeutend einfacher, jemand verhaften zu lassen, als ihn frei zu bekommen!
Aber am Abend wurde Lilli Evers schließlich aus dem Gewahrsam entlassen. Sie brauchte wenigstens nicht die Nacht hinter schwedischen Gardinen zu verbringen.
Traß, Charly und Dittchen brachten das verweinte, erschöpfte und zerzauste Wesen, das einstmals die hochmütige Lilli Evers gewesen war, in das Hotel Splendid.
Hier überließen die beiden Männer sie Charlys Pflege.
Ein warmes Bad und trostreicher Zuspruch brachten Lilli allmählich wieder zu sich.
Charlys Schilderung von Klaus Steffens Kummer und Liebe vollbrachten das übrige. Und die Aussicht, daß Klaus in vierundzwanzig Stunden in Portorose eintreffen würde, um seine Braut in die Arme zu schließen, stellten Lilli vollkommen wieder her.
Sie war imstande, das Abendessen mit den anderen einzunehmen, das Baron Dittchen in einem kleinen Extrazimmer servieren ließ.
Auf Lillis Bitten mußte Wally Brandl, von der Padrona beurlaubt, an dem Mahle teilnehmen.
Wally wurde durch ein Festmahl stets in übermütige Laune versetzt und bald hatte sie die anderen mit ihrer guten Stimmung angesteckt.
Zum ersten Male hörte Traß Lillis Abenteuer im Zusammenhang.
Besonders drastisch schilderte Wally ihre und Lillis Flucht von der „Santa Clara“, wobei sie ihren Landsmann Josef nach Gebühr herausstrich.
„Aber warum ist denn der Bursche so verstockt in seinen Aussagen?“ wunderte sich Traß.
„Der Josef hat bestimmt nur Angst um seine Stellung,“ erklärte Wally. „Heutzutage ist es nicht leicht, einen Posten zu finden, und der Josef hat Weib und Kinder daheim. Vielleicht glaubt er den Beamten nicht, daß Varescu verhaftet ist. Vielleicht denkt er auch, sein Chef schwindelt sich wieder frei und wirft ihn hinaus, wenn er erfährt, daß sein Steuermann geschwatzt hat oder gar zwei Mädels entwischen ließ. Wenn ich den Josef sehe, könnte ich ihn schon zum Reden bringen.“
„Das wird sich machen lassen,“ meinte Traß.
„An uns hat Josef Bracek sehr anständig gehandelt,“ bemerkte Lilli. „Ohne Wally und ihn wäre ich wirklich ins Meer gesprungen.“
„Man muß Herrn Steffen sofort benachrichtigen, daß Fräulein Evers gefunden worden ist“, warf Charly ein.
Traß gab seiner Braut einen Kuß.
„Kleine Weisheit, das habe ich schon besorgt! Wetten, daß Klaus das Telegramm Tante Jette und Frettchen soeben beim Abendbrot vorliest?“
„Ist Fräulein von Perkeit sehr böse auf mich?“ fragte Lilli kleinlaut.
„Tante Jette ist niemals böse,“ versicherte Traß. „Sie tut nur manchmal so. Tante Jette soll leben!“
Man stieß auf Jettchen von Perkeit an.

Schluß folgt.)

Geklärte Irrtümer.

Von Dörte Friedrich.

Die Freunde machten wichtige Gesichter, und das störte Toni Bruchmöller ungemein. Die Ehe war ihm eine heilige Sache, und er duldete in keinem Falle, daß man auch nur andeutungsweise über ihn sprach. Um nun allen Mißdeutungen und allem Gerede aus dem Wege zu gehen, entschloß er sich, bei seinem alten Kameraden Bartner vorzusprechen.
„Höre einmal, alter Junge“, führte er sich ein, „mir ist so durch Zwischenleute zu Ohren gekommen, daß man über Eva spricht. Ungefähr so, daß man mich bedauert. Sie wäre zwar eine reizende junge Frau, aber ich sei ganz in meine

Arbeit versunken, und eine junge Frau brauche ein bißchen Welt, um fröhlich zu bleiben. So munkelt man, Bartner, und das gefällt mir nicht."

Bartner war aufgestanden und lächelte.

„Mein lieber Toni, man munkelt nicht nur. Ich bedaure, den Verdacht aus eigener Anschauung bestätigen zu müssen. Ich habe deine Frau gestern abend erst in Begleitung eines netten jungen Mannes, der mir allerdings einen recht wissenschaftlichen Eindruck machte, gesehen. Das sehen andere natürlich auch, und du kannst ihnen das Schandmaul nicht verbieten. Wenn du also etwas gegen das Gerede unternehmen willst, dann mußt du deine Frau bitten, sich auch in der besten Absicht nicht auszusetzen."

Toni hatte stillschweigend zugehört.

„Ich will Klavier spielen lernen", sagte er dann.

Bartner glaubte, er sei plötzlich übergeschnappt.

„Was willst du?"

„Klavier spielen lernen."

„Wozu denn?"

„Ich glaube, ich habe Eva falsch behandelt. Sie kann sich für meine Arbeit nicht interessieren, weil sie eine Frau ist. Und ich wiederum habe mich bisher für ihre Musik nicht genügend interessiert. Sie wird ihre Bekanntschaften lassen, wenn sie sieht, wie ich mich bemühe."

Bartner lächelte wieder.

„Wir beide kennen Eva," sagte er, „und das will ich dir sagen: wer ihr im Ernst eine dumme Handlung nachsagt, den erwürge ich. Aber manches Frauchen ist schon aus reiner Langeweile in Verruf gekommen. Daran mußt du denken."

Toni sah seinen Freund forschend an.

„Wer ist es eigentlich?" fragte er dann.

„Ich will es dir sagen: es ist dein Kollege, Doktor Menze."

„Der Menze! Wer hätte das gedacht!"

Nun saß der Keim des Mißtrauens unverrückbar in seiner Seele. Der Doktor Menze war ein bildhübscher Mensch, und Eva mochte ihn vielleicht gern.

Er wollte mit ihr sprechen.

Bevor er aber diese Aussprache herbeiführte, ging er in Erwin Kleines Konservatorium für Musik und meldete sich als Klavierschüler an. Und da gerade eine Probestunde stattfand, so nahm er an ihr teil.

Eva war auf das Höchste erstaunt, als er bei ihrer Heimkehr am Klavier saß und mit Anstrengung Fingerübungen machte.

„Mein Gott, Toni, was treibst du denn da?"

„Ich?" fragte er etwas verwirrt, „ich lerne Klavier spielen."

„Bist du krank, Junge?" fragte sie erschreckt.

„Nein, ich bin nicht krank, ich habe eben plötzlich Interesse an der Musik gefunden."

Sie strich ihm über das Haar.

„Ein verdächtig plötzliches Interesse. Da steckt doch etwas dahinter?"

Er zuckte die Achseln.

„Was soll denn dahinter stecken? Gar nichts. Man muß etwas für die Kunst tun."

Eine Weile sann Frau Eva nach. Dann sagte sie ernst:

„Wo lernst du Klavier spielen?"

„In Kleines Konservatorium."

„Wo das hübsche Fräulein Nette Lehrerin ist? Sieh' da, das ist ja sehr interessant."

Das aber war für Toni zuviel.

„Doktor Menze ist ja auch ein ganz hübscher Kerl," sagte er so nebenbei.

Eva fuhr auf.

„Was willst du damit sagen?"

„Was ich gesagt habe, nichts Anderes. Du scheinst ja auch derselben Meinung zu sein, jedenfalls glauben die Leute das."

Frau Eva war rot geworden.

„Wer sagt so etwas?"

„Eine ganze Menge von Leuten sagen das, die dich mit diesem Herrn gesehen haben."

„Und was glaubst du?"

„Ich glaube, daß du ein bißchen zuviel Interesse für Herrn Menze und ein bißchen zu wenig für mich hast."

„Ist das dein Ernst?"

„Mein vollkommener."

Eine Weile sagte sie nichts. Dann ging sie schweigend aus dem Zimmer.

In der Tür drehte sie sich um.

„Toni?"

„Bitte", sagte er förmlich.

„Du bist ein ganz dummer Mensch. Sonst hättest du schließlich merken müssen, daß ich dich allein nur lieb habe."

Als er aufstehen wollte, hielt sie ihn zurück.

„Bitte, wir wollen nicht mehr darüber reden.

Toni entschloß sich, Gewißheit zu erzwingen und suchte Doktor Menze auf.

Er empfing ihn freundlich und mit besonderer Liebenswürdigkeit

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Kollege?"

„Eine ganz private Frage. Sie wissen, daß in unserer Stadt lose Mäuler sind. Und nun ist meine Frau mit Ihnen gesehen worden."

„Je," sagte Doktor Menze einfach, „ich habe sie zur Haltestelle gebracht, nachdem sie mich besucht hatte."

„Sie hat Sie besucht?"

„Gewiß. Freilich war meine Wirtschafterin dabei."

„Darf ich erfahren, welches der Grund dieses Besuches war?"

„Ich bedaure, darüber nicht sprechen zu dürfen."

„Herr Kollege . . .!"

„Regen Sie sich doch nicht auf. Oder . . . Sie glauben doch im Ernst nicht etwa . . ."

„Mein Gott, das ist ja absurd."

Toni sah in Doktor Menzes Gesicht und war überzeugt, daß da Dinge vorgingen, die geklärt werden mußten.

„Du übst ja nicht mehr?" sagte Frau Eva eines Tages.

„Nein, mein Interesse für Musik ist plötzlich eingeschlafen. Mein Interesse für andere Dinge übrigens auch."

„Ach, du meinst Fräulein Nette?" fragte sie spitz.

„Vielleicht."

Frau Eva weinte plötzlich. Er konnte alles ertragen, aber er konnte sie nicht weinen sehen. So trat er denn jetzt auf sie zu und versuchte, sie anzufassen.

„Rühre mich nicht an", rief sie aus. „Und deinetwegen habe ich mir den Kopf zerbrochen."

Dann war sie aus dem Zimmer.

Lange dachte Toni nach. Und da er selbst zu keinem Ergebnis kommen konnte, ging er zu Bartner, um sich einen Rat zu holen.

„Ich ertrage das nicht und werde mich einfach scheiden lassen."

Bartner lachte laut.

„Alter Narr," sagte er dann, du willst dich scheiden lassen und weißt nicht einmal warum. Andere Leute stehen im Begriff, die Ehe einzugehen, wie dein Kollege Menze."

„Menze heiratet?"

„Freilich, er soll sich Hals über Kopf verliebt haben. Ein Klavierfräulein ist es, und die Verlobungsanzeige stand heute groß in der Zeitung."

„Wie heißt sie?"

„Constanze Nette."

Da mußte Toni lachen. Über seine Dummheit der Gedanken und über die Macht des Schicksals.

Er brachte Eva einen riesengroßen Blumenstrauß. Er sah so strahlend und so verliebt aus, daß auch sie freundlich wurde.

Er erzählte ihr von der Verlobung.

„Die Nette?" fragte sie. „Tut es dir nicht ein bißchen leid?"

Er schüttelte sie.

„Und der Menze?"

„Ach", sagte sie, „der war ja nur mein Lehrer. Ich habe Mathematik bei ihm lernen wollen. Ich wollte doch ein wenig in deine Arbeit eindringen, und da habe ich einmal mit ihm gesprochen, und er meinte, Mathematik wäre die Grundlage. So ist alles gekommen. Ich habe es doch nur aus Liebe zu dir getan."

Ihm fiel sein Klavierspiel ein, und er gestand, welche innere Angst er um sie gelitten hatte.

In der Nacht sprach sie im Traum.

„A Quadrat plus A B plus B Quadrat . . ."

Da schloß er ihr den Mund mit einem langen glücklichen Kuß.

— — — — — — — — — — — — — — —

Zahltag bei der Otavi-Mine.

Von Th. Wangerog.

Vor den Kassen der Mine staut sich die Menge. Truppweise werden die Neger herangeführt. In den Kassenräumen liegt Silbergeld in schweren Säcken, häufen sich die Bündel der Papierscheine.

Nach Namen und Erkennungsmarke aufgerufen, kommt Junge auf Junge und erhält seinen Lohn ausgezahlt. Bei den ungelernten schwarzen Arbeitern schwankt dieser zwischen 30 und 40 Mark je Monat (bei freier Verpflegung), und mit schnellem Griff nehmen sie den silbernen Segen, halten ihn in krampfhaft verschlossener Hand, knüpfen ihn wohl auch in den Hemdzipfel oder das bunte Taschen- und Kopftuch.

Da stehen Trupps, die heute ihren ersten Lohn erhalten. Meist nackt, mit einem Lederschurzfell, nur wenige mit einem Stück Hemd oder einem Sack bekleidet — schauen sie bewundernd auf die schon länger arbeitenden Stammesgenossen, die bereits in Hemd und Hose oder sogar in gelben Lederschuhen und Hüten prangen. Gegen 1500 Mann erhalten heute ihren Lohn, die anderen, die heute noch in die Mine eingefahren sind, kommen morgen und übermorgen dran.

Es geht auf neun Uhr. Seit einer Stunde sind die Kassen in Tätigkeit. Erwartungsvoll stehen die Besitzer der Kaffernstores mit den eingeborenen Helfern vor ihren Läden. Wie ein einziger bunter Jahrmarkt schreien die bunten Dekorationen und Auslagen aus Türen und Fenstern.

Endlich! Sie kommen! — In langen Sätzen biegt drüben aus den Minenhäusern der erste Trupp in die Talfläche, stürmt mit Jauchzen und Schreien heran. Von den schwarzen Hilfsleuten werden sie in Empfang genommen und verschwinden im Nu in den Tiefen der Stores. Aber schon tauchen neue Trupps auf, und nach kaum einer Stunde wogt in dem Ladenviertel das Gewühl der tausend Käufer.

„Indjo turanda! Osongaku, Ombrukova, Ohemma, Ovikombesa naua tjinene.“

„Kommt und kauft! Hosen und Jacken, Westen, Hemden, Schuhe und Hüte, herrliche starke Blechkoffer von vier Mark an. Messer und Ketten, schöne Stoffe für die Weiber, Halstücher, Kopftücher, Pfeifen und Ringe. Alles, alles hat unsere Store zu billigem Preise. Kommt und kauft!“ So überschreien sich die Stimmen der schwarzen Helfer, und immer neue Scharen drängen heran.

Der zuvor so saubere Laden ist nicht wiederzuerkennen. In wilden Haufen türmen sich Stoffe und alle Waren; hundert schwarze Hände wühlen im Glück.

Da liegen in hohen Stapeln blaue Leinenanzüge, Hosen, Hemden, Hüte und Decken — alles von zwei Mark an. Da häufen sich die Messer, die Löffel, Blechgeschirre, Kochtöpfe und Eimer, die ledernen Gürtelriemen und Geldbörsen. Da funkeln aus ihren Kisten die grell bunten Perlenpakete, die herrlichen Dinge und all der glänzende Schmuck und Tand. Hoch von der Decke hängen die Schuhe, von der billigsten Sorte halb aus Pappe bis zum derbsten Kernlederstiefel.

Hochaufgetürmt stehen die billigen englischen Blechkoffer. Immer sechs sind — einer kleiner als der andere — ineinander gepackt. Das ist das erste und Wichtigste, was der Ovambo sich kauft. In den Tiefen der Koffer bewahrt er während der Arbeit seine Schätze. An langer Kette um den Hals oder am Leibriemen begleiten ihn stets die Schlüssel bis zu dem Tage, da er zur Heimreise fertig ist und, an langer Tragstange die beiden Schatzkammern auf der Schulter balancierend, seiner Heimat zuwandert.

Es wird Mittag, aber immer weiter geht der Kampf. Schwitzend und keuchend, heiser vom vielen Schreien, saugen die schwarzen Anreißer an den Wassersäcken. Nur zwischendurch ist es den Verkäufern möglich, ein Butterbrot, eine Flasche Sauerbrunnen zu sich zu nehmen. Mittagshitze legt sich über die Wellblechdächer. Die Schwarzen würden heute nicht um die Welt die Wonnen des Kauftages durch Essenkochen unterbrechen. Aber Hunger und Durst stellen sich ein, und nun beginnt das Lebensmittelgeschäft. Da hat sich eine Bäckerei eine Selterwassermaschine zugelegt, es gibt Sardinen und Cornedbeef. Hier setzt jetzt der Sturm ein; binnen weniger Stunden sind Tausende von Limonaden und Ingwerbier ausgetrunken, Hunderte von Broten ausverkauft, sind Dutzende von Kisten mit Sardinen und Cornedbeef leer geworden. Unermüdlich arbeitet ein Weißer an der Sodawassermaschine, alle Stunden speit der Backofen neue Brote aus.

Hunderte sind schon abgefertigt und zu Ende mit ihrer Barschaft. Der Handel mit den Tragstangen beginnt. Überall tauchen die starken, weißen, zwei Meter langen Stangen auf, an denen der Ovambo seine Schätze in die Heimat befördert.

Der ganze Platz vor den Stores bis hinüber an die Ufer des Jordans wimmelt von packenden, schreienden, essenden Negern. Köstliche Bilder steigen auf.

Hier ist einer bei der Toilette. Der alte Hemdfetzen fliegt zur Seite. Voller Würde verschwindet der Krauskopf in den Tiefen des neuen Hemdes, um dann mit den versehentlich nicht geöffneten Knöpfen einen verzweifelten Kampf zu führen.

Dann muß der frisch erstandene Spiegel her. Oh, wie schön ist der Nigger jetzt! Der Stahlkamm durchpflügt das widerspenstige Kraushaar, um dann als Dauerschmuck darin stecken zu bleiben. Die Hose ist nur für das Auge da. Sie hindert zunächst noch am Laufen. Auch das Jackett bleibt für den Einzug in die Heimat bestimmt. Vorläufig freut sich der Jüngling an dem prachtvollen Gegensatz, den die schwarzen langen und nicht gerade sauberen Beine gegen das sanfte Rot des sie glockenhaft umschlotternden Hemdes bilden.

Aber die Hauptsache fehlt ja noch. Die Schuhe muß er unbedingt anziehen. Mühsam klemmt der Neger seine breitgetretenen, mit daumendicker Hornhaut unterlegten Füße in das dicke Leder und verschnürt die Bänder. Nun geht es los. Zaghaft macht der Schwarze einige Schritte, aber sichtlich ohne die erwartete Befriedigung. Die Schuhe sind schön und geben viel Ansehen, drücken aber empfindlich gegen die breiten Wülste des Ballens und der kleinen Zehe.

Schon ist der Nachbar mit gutem Rat da. Unser Freund zieht die neuen Schuhe aus, nimmt sein eben erst erstandenes Taschenmesser, und mit scharfem Schnitt entfernt er an beiden Seiten der Schuhe die drückenden Leder, die nun durch ovale Löcher ersetzt sind. Wieder paßt der Fuß hinein. Ja — das ist das Richtige . . . Stolz über seine Schlauheit, geht der Schwarze auf und ab. Was macht es, daß Ballen und Zehen wieder herausragen, er besitzt doch — Schuhe.

Hier hat ein anderer zwei große leere Koffer vor sich stehen. Auf breiter Decke liegen seine Schätze ausgebreitet. Er ist einer von den Sparsamen und wird jetzt nach den 200 Kilometer langen Heimweg antreten, wie er ihn vor sechs Monaten gekommen. Aber in den Koffern liegt sein ganzer Schatz, Anzug und Hemden und Tabak und Mundharmonika. Dicke Messing- und Kupferdrähte sind dazu bestimmt, Arme und Fußknöchel der kleinen Omakaintu zu schmücken, des Weibes, das er jetzt nehmen wird. In der Hütte des zukünftigen Schwiegervaters öffnen sich die beiden Koffer, dann wird man den Kaufpreis des Mädchens aushandeln. Im Schmucke seiner Kleider zeigt er sich vor der Sippe des Weibes, streicht achtlos mit den Händen über die großen Pakete der Perlen, über die Pfeifen, die Messer, die Tücher, die Stoffe . . .

Langsam senkt sich das Tagesgestirn. Langsam nur verebbt das Gewimmel. Draußen auf dem Platze lodern die Feuer der Heimkehrer. Sie werden die Nacht hier bei ihren Sachen schlafen, um morgen zusammen in starkem Trupp in aller Frühe aufzubrechen.



Lustige Ecke



Kritisch.

„Meine Tochter sollte beim Kommerzienrat singen, aber der Arzt hat ihr noch Schonung verordnet.“

„Ist denn die Kommerzienrätin krank gewesen?“

Ausrede.

„Wann soll ich dir das Versprechen gegeben haben?“

„An einem der letzten Tage des Februar.“

„Schon gelogen, im Februar fehlen die letzten Tage.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.